

Geld gemacht, und wanderte nach Amerika aus. Dort sollen ihn nun, wie eine Lokalcorrespondenz berichtet, Berliner, welche die Weltausstellung besuchen, gesehen haben und zwar in Gesellschaft seiner ihm mit H. durchgegangenen Ehehälfte.

\* Auf dem alten St. Jakobskirchhof waren in den letzten Tagen wiederholt aus den Gräbern stehende Lebensbäume abgehauen worden, ohne daß es gelungen wäre, den Dieb zu fassen. Am Sonnabend Abend veranstaltete nun der Kirchhofsinspektor mit mehreren Leuten auf dem Kirchhof eine Razzia, die indes gleichfalls resultatlos verlief. Böglich stoberte der Hund des Inspektors, der seinen Herrn begleitet hatte, hinter einem Grabstein einen Mann auf, welcher sich als der wiederholt vorbestrafte Gärtner Krüger entpuppte, bei welchem man eine Partie frisch abgehackter Lebensbäume vorfand. R. wurde festgenommen und einem hinzugerufenen Polizeibeamten übergeben, dem gegenüber R. die Diebstahle unumwunden eingestand, wobei er als „Entschuldigung“ anführte, er habe für den Todtensonntag Kränze binden wollen, jedoch kein Geld gehabt, um sich Material hierzu anschaffen zu können, deshalb habe er den Kirchhof beraubt. R. wurde vorläufig in Haft behalten.

**Vereine und Versammlungen.**

Schöneberg, 24. November.

— V In der gestrigen Gemeindeversammlung = Sitzung kam, nachdem die Versammlung der Abnahme der Goldfrage zwischen der Gremwald- und der Barbarastrasse ihre Zustimmung erteilt hatte, der Vorschlag des Gemeinde-Vorstandes zur Beratung, künftighin, soweit die Gemeinde sich nicht bereits verpflichtet hat, Anträge auf Herstellung von Straßen nur in der Weise zu entsprechen, daß einige (etwa drei) Jahre nach Fertigstellung eine Umpflasterung auf Kosten des Antragstellers zu geschehen hat. Der Vorschlag stieß jedoch bei der Gemeinde-Vertretung auf verschiedene schwerwiegende Bedenken, weshalb derselbe auf mehrseitigen Wunsch nach längerer Debatte von dem Herrn Vorsitzenden behufs nochmaliger gründlicher Prüfung zunächst zurückgezogen wurde. Hierauf schloß sich sodann eine noch weit ausgebehntere Beratung über den Antrag des Vorstandes auf Genehmigung zu einer Vereinbarung mit den sonstigen interessierten und berechnungswilligen Gemeinden, auf gemeinsame, nach der Einwohnerzahl zu vertheilende Kosten bis zu 5000 Mk. feststellen zu lassen, für welches Gebiet ein gemeinsames definitives Entwässerungsprojekt wird aufzustellen sein. Es handelt sich dabei um den Plan, im Hinblick auf den im Jahre 1905 erfolgenden Ablauf des seitens der drei im Sozialitäts-Verhältnis stehenden Gemeinden Schöneberg, Friedenau und Wilmerdorf mit Charlottenburg geschlossenen Kanalisations-Vertrages eine anderweitige ausreichende und endgültige Entwässerungsanlage zu schaffen. Nach dem letzten diesbezüglichen Antwortschreiben des Charlottenburger Magistrats muß es als ausgeschlossen erscheinen, daß jener Vertrag schon verlängert werden können. Es hat nun, wie schon bekannt, in der Angelegenheit bereits eine Konferenz der Herren Vorsteher der drei Sozialitätsgemeinden nebst den meist interessierten Nachbargemeinden, und zwar von Tempelhof, Mariendorf, Brix und Schmaragdendorf, stattgefunden. Auf Grund der dort gepflogenen Beratungen, sowie des von Herrn Stadtbaureichs Hofrecht dem Herrn Gemeinde-Vorsteher Schmodt in der Sache erteilten Ratbes sollen nun zunächst die Vorarbeiten zu einem etwaigen Projekt ausgeführt werden, um dadurch über dieses erst einmal im Ganzen wie in allen Einzelheiten ein klares Bild zu erhalten. In der hiesigen Gemeinde-Vertretung jedoch begegnete nicht nur der ganze Kanalisationsplan, sondern selbst der Antrag, betreffs der Vorarbeiten (Kostenspunkt für Schöneberg etwa 2500 Mk.) von einigen Seiten heftiger Widerstand, namentlich bei den Herren Schöffle Schmiel und Gemeinde-Verordneter Sped, welche erst die Entscheidung über die bevorstehende Einverleibung abgewartet wissen wollen. Letzterer beantragte, die Sache auf zwei Jahre zu vertagen. Die für das Projekt und auch dessen Beschleunigung sprechenden, hauptsächlich vom Herrn Vorsitzenden, sowie den Herren Schöffle Müller und Baurath Janowski dargelegten schwerwiegenden Gründe in Bezug auf die Entwicklung Schönebergs fanden aber schließlich die Mehrheit der Versammlung, so daß dann der Vertagungsantrag mit 14 gegen 12 Stimmen abgelehnt und die Anteilnahme an den Projekt-Vorarbeiten mit 17 Stimmen genehmigt wurde. Vertagt wurde sodann mit Rücksicht auf die noch nicht zur Erledigung gekommene Frage der Umpflasterungspflicht die Genehmigung zur Anlegung einer neuen Straße, sowie auch die Beschlußfassung über die dem neuen Schulhause in der Kolonnenstraße zu gebende Frontstellung.

**Aus dem Reich.**

\* Friedrichsrub, 23. November. Die „Samb. Nachr.“ schreiben: „Fürst Bismarck, der die letzten drei Monate in Folge seiner Erkrankung vorwiegend liegend hat zubringen müssen, ist jetzt soweit hergestellt, daß er wieder regelmäßige Spaziergänge unternehmen kann. Die Wiedererlangung des früheren Kräftezustandes macht unter dem Einfluß der Jahreszeit nur allmähliche Fortschritte. Die Schonungsbedürftigkeit besteht innerhalb der gegebenen Grenzen noch fort, andererseits ist die Hoffnung berechtigt, daß der Winteraufenthalt in Friedrichsrub den Fürsten gesundheitlich soweit fördert, daß er im Frühjahr wieder in den Vollbesitz der früheren Kräfte gelangt sein wird.“

\* Hamburg, 23. November. Die fünfzehn Vororte Hamburgs hatten bisher eine eigene Verwaltung, und zwar jeder Vorort für sich allein. Der Senat hatte bereits im März einen Antrag der Bürgerchaft gestellt, daß die Vorstadt St. Pauli und die Vororte mit der Stadt zu einer gemeinsamen Verwaltung vereinigt würden. Der zur Beratung niedergelegte Ausschuss erklärt sich nunmehr mit diesem Antrage unter einigen Änderungen des Gesetzesentwurfs einverstanden. Nach der letzten Volkszählung, 1. Dezember 1890, zählte die innere Stadt nur 160 811 und mit St. Georg und St. Pauli, zusammen 319 391 Einwohner;

die fünfzehn Vororte umfaßten 245 007, das ganze städtische Gebiet zählte 565 200 Einwohner. — Die Hamburger Redeerei kann demnach ein seltenes Jubiläum begehen. Mit Anfang des Jahres 1894 werden von Hamburger Häfen 100 direkte Dampfschiffslinien reorganisieren. Bekanntlich hat die Gesellschaft eine neue Linie Genua-New-York eingerichtet und die Hamburg-Süd-amerikanische Gesellschaft denkt gleichfalls eine neue Linie (Kopenhagen) Hamburg-Rio-Santos ins Leben zu rufen. Damit steigt die Zahl der Dampferlinien von 98 auf 100.

\* Merseburg, 23. November. Im nahen Dorfe Reipfich beging am 18. d. Mts. ein dort wohnender Veteran O t t f r i e d G i m p e l seinen 101. Geburtstag, wozu er von den Dorfbewohnern und Freunden beglückwünscht wurde. Der alte Mann ist verhältnismäßig noch kräftig, er bezieht ein Gnadengehalt vom Kaiser.

\* Münster, 22. November. „Berl. warum grüßen Sie nicht, wenn Ihnen ein Vorgefetzter begegnet,“ mit diesen im Tone höchster Entrüstung gesprochenen Worte hörte sich dieser Tage um die heße Mittagszeit auf dem Prinzipalmarkt ein Feldwebel angehalten. Als er sich verbückt zur Seite wendet, steht ein O f f i z i e r in der Uniform des 13. Infanterie-Regiments vor ihm. Schon ist er im Begriff, „Strom“ zu machen und eine Entschuldigung vorzubringen, da erkennt sein geliebtes kritisches Auge, daß es mit dem „Herrn Leutnant“ nicht ganz stimmt. Und richtig, der Träger der Uniform entpuppte sich als ein S c h n e i d e r g e s e l l e, mit dessen Herrlichkeit die Polizei bald kurzen Prozeß machte. Selbstredend hatte der Vorfall ein zahlreiches Publikum angezogen.

**Gerichtsverhandlungen.**

\* Diebstahl von Gas bildete vor der Stettiner Strafammer die Grundlage zu einer Anklage wider den Kaufmann Weichbrodt und dessen Lehrling Günther. Im August v. J. zeigte Weichbrodt bei den städtischen Behörden an, daß er Gas nicht mehr brennen wolle. Es wurde deshalb der Gasometer aus dem am Bollwerk belegenen Weichbrodtschen Geschäft entfernt, der Bahn des Zuleitungsrohrs geschlossen und das Rohrende mittels eines Korkstopfen verstopft. W. wollte jedoch die Vortheile des Gases nicht ganz entbehren und ließ deshalb durch seinen Lehrling Günther mit einem Gummischlauch eine Verbindung zwischen den beiden durch Wegnahme des Gasometers getrennten Rohrleitungen herstellen, allabendlich den Bahn des Zuleitungsrohrs mit Hilfe eines Schließfels öffnen, um im Schlafzimmer Gas brennen zu können. Am Morgen wurde dann die Verbindung wieder entfernt. Dieses Manöver wäre wohl noch lange weiter getrieben worden, wenn infolge des un sichern Verschusses der Verbindung nicht Gas ausgeströmt und eines Abends bei der Nachhaufkunft des W. eine Gasexplosion erfolgt wäre, die an dem Hause nicht unerheblichen Schaden anrichtete. Nun wurde die geheimnißvolle Gasleitung ermittelt und W. und G. wegen Diebstahls von Gas unter Anklage gestellt, außerdem auch wegen fahrlässiger Verhörung eines Gebäudes durch explosivende Stoffe W. zu 6 Monaten, sein Lehrling G. zu 1 Monat Gefängnis verurtheilt.

\* Eine Freisprechung unter eigenthümlichen Umständen mußte nach den Mittheilungen verschiedener Blätter vor dem Bonner Schwurgericht erfolgen. Am Ostermontag d. J. hatten ein Fuhrknecht aus Prulheim und ein Bekannter mit zwei Mädchen eine Wagenfahrt gemacht. Unterwegs warf der Fuhrknecht eins der Mädchen in brutaler Weise aus dem Wagen, so daß dasselbe schwer verletzt wurde. Am anderen Tage verstarb es. Die Geschworenen erklärten den Fuhrknecht der Körperverletzung für schuldig, hielten aber nicht für erwiesen, daß hierdurch der Tod des Mädchens verursacht worden sei. Da aber kein Straftraf von dem, wie gesagt, einen Tag nach der Mißhandlung verstorbenen Mädchen vorlag, mußte der Vorfall, trotzdem er der Mißhandlung für schuldig erklärt worden, freigesprochen und die Kosten mußten der Staatskasse auferlegt werden. — So, wie die Sache hier dargestellt wird, kann sie kaum sich verhalten. Nach § 232 ist der Antrag erforderlich bei leichter vorläufiger, sowie bei allen durch Fahrlässigkeit herbeigeführten Körperverletzungen. Nun kann doch im vorliegenden Falle weder von einer fahrlässigen noch von einer leichten Verletzung die Rede sein; ebenso wenig aber kann man den Formalismus so weit treiben, daß von einem Menschen, der einen Tag nach den erhaltenen Verletzungen gestorben ist, verlangt, er solle bei Gericht einen Antrag einbringen. Wenn es auch mitunter vorkommt, daß ein Angekluldigter zum Tode und zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt wird — eine Rechtspredichung, die dem Laienverstande stets unfassbar bleiben wird, es sei denn, man sperrte den Delinquenten erst ein und löpste ihn nach verbüßter Zuchthausstrafe — so muß es in dem oben erzählten Falle mit dem erforderlichen Antrage noch eine andere Bewandniß haben.

— Ein ganz eigenartiger Fall von Wucher liegt einer Unterjuchung zu Grunde, welche in Pless gegen zwei Keller geführt wird. Die Landlehrer erhalten ihr Gehalt bekanntlich postnumerando, was mancherlei Unzuträglichkeiten zur Folge hat. Die betreffenden Keller haben nun ein Geschäft daraus gemacht, solchen Lehrern das Gehalt auszugeben und es dann hinterher für sich einzulassen; da sie aber für diese Gefälligkeit bis 10 Mark vom Hundert quartaliter Provision genommen, so beschäftigt sich jetzt das Gericht mit dem Falle.

**Verschiedenes.**

\* Der berühmte Züricher Dichter Gottfried Keller hat an der Bewegung des „tollen“ Jahres 1848 in Heidelberg lebhaften Anteil genommen. Dies war der Grund, weshalb eine Gesellschaft junger Leute, unter ihnen der Dichter Moriz Reinhold von Stern im Jahre 1888 veranfaßten, ihn für die Gründung eines sozialdemokratischen „Huttenbundes“ zu gewinnen. Zu diesem Zweck machte von Stern einen Besuch bei dem Dichter und jetzt, wo er selbst schon längst von seinen damaligen Ideen zurückgekommen ist, veröffentlicht er in dem von ihm herausgegebenen „Literarischen Bulletin der Schweiz“ einen interessanten Bericht hierüber, dem wir das Folgende entnehmen. Als

das Gespräch nicht recht in Fluß kommen wollte, fragte Keller schließlich den Besucher, was er denn eigentlich wolle, worauf dieser ihm die Ziele des projektirten Bundes auseinandersetzte und dabei zu seinem Unglück den Ausdruck „voll und ganz“ gebrauchte. Das Wort war faum gesprochen, als Keller höhnlisch und doch gemüthlich zu lachen anfang: „Voll und ganz! Da sieht man, was ihr für Patrone seid. Phraze, nichts als Phraze. Voll und ganz ist das charakterloseste Wort, das es giebt, trotz seiner „Fülle“ nebulos wie Cure ganze Huttenunternehmung.“ Als hierauf der junge Mann Keller an seine Teilnahme der 1848 er Bewegung erinnerte, bemerkte der Dichter zunächst, daß die damalige bürgerlich-politische Bewegung mit den heutigen sozialistischen Umsturzbestrebungen nicht zu vergleichen sei, fuhr dann aber fort: „Es ist etwas daran, was Sie sagen. Ich erkenne die Kritikalität meiner Jugend an und schäme mich ihrer nicht. Will ich doch meine Jugendgedichte nachstens neu herausgeben. Aber was ist das für eine Verurteilung! Seid doch Männer und folget mir nicht nach! Wissen denn Alle immer die nämlichen Dummheiten machen? Wo bleibt da der Fortschritt?“ Der Schluß der Unterredung war der, daß Keller die sozialistischen Ideen rundweg mit den Worten ablehnte: „Ich mag nichts wissen von euren Staatszuchtshäusern.“ Nebenbei bemerkt, hat Keller mit seiner Ablehnung des Ausdruckes „voll und ganz“ durchaus recht. Doch ist die Phraze mehr unlogisch und einfältig, als charakterlos. Ironie wir nicht sehr, so stammt sie aus dem preussischen Abgeordnetenhaus und wurde zuerst von einem freiconservativen Redner gebraucht. Sie hat sich überaus schnell allenthalben eingebürgert und wird meist von denen angewandt, die von dem, was sie wollen, nicht so „voll“ sind, daß sie „ganz“ wissen, was sie zu thun haben.

\* Anlässlich des Bombenanschlags im Picotheater zu Barcelona erinnert ein hier lebender Herr, der vor Jahren mit M a r i e G e i s t i n g e r eine Gastspielreise unternahm, an einen Vorfall im Teatro Armonia in Triest, der allerdings weniger tragisch verlief. Er schreibt: Neben den italienischen Theaterarbeitern, die mir als Regisseur das Leben auf alle erdenkliche Weise sauer zu machen suchten, waren es die Musiker, die nahezu jede Vorstellung in Frage stellten. Sie ärten Kapellmeister und Sänger durch unerhörte Willkür, kamen zu den Proben immer zu spät und meist in unzurechnungsfähigen Zustände, dabei brachten sie eine Musikbegleitung zu Stande, die sich von einem Regenkonzert durch nichts unterschied, so daß die Geister den Abbruch ihres Gastspiels veranlaßte. Die Rathlosigkeit der Direktion gegenüber den Bosheiten der dort anlässigen Kapelle suchte der Kommandant der Triester Garnison dadurch zu beheben, daß er uns seine Regimentsmusik zur Verfügung stellte. Unsere Musiker wurden zum Tempel hinaus komplimentirt und die Proben der Militärmusik unter Leitung unsrer Kapellmeisters nahmen von da ab ungeörterten Fortgang. Doch bald wurde unsere Ruhe arg gefährdet. Im Café Spechi, in dem wir Nachmittags beifammen saßen, näherte sich ganz unerwartet ein Polizei-Kommissar unserem Tische und vertraute uns an, daß in der heutigen Vorstellung ein Bombenattentat ausgeführt werden solle. Es sei zwar alles aufgedeckt, das Verbrechen zu verhindern, allein es wäre doch möglich, daß man nicht die „Richtigen“ erwischt, und somit besser, wenn wir uns „auf alles“ vorbereiteten. Unserem Zivilkapellmeister wurde gerathen, sich in die Regimentsuniform zu stecken, die den Angreifern doch einen gewissen Respekt einflöße; im übrigen sollten wir ruhig der Dinge warten, die da kommen würden. Es sei zwar, fuhr er fort, vor einigen Jahren etwas Aehnliches in demselben Theater zur Ausführung gelangt, doch habe es nur drei Tode und wenige Verwundete gegeben, aber immerhin reichlich Material, um der Frenedra gehörig auf den Kopf steigen zu können; und das lohnte schon die kleine Aufregung. Es ist zwar ein recht erheben des Gefühl, auf diese Weise der löblichen Polizei zu helfen, aber heute ist es mir doch unbegreiflich, wie wir uns zur Vorstellung vorbereiten konnten. War es Trost oder die Verachtung des feigen Anschlages, genug — wir spielten. Da, im dritten Akt, Marie Geistinger (Therese Krone) singt, an meine Schulter geleht, das bekannte Lied: „Brüderlein fein, Brüderlein fein, einmal muß geschieden sein!“ als ein seltsames Bräseln im Parterre sie erschreckt hinunterblicken läßt. Von der Galerie stiegen allerdings kleine Glasbomben, die klirrend plätsch, aber nicht Feuer und Tod, sondern einen — Geruch verbreiten, vor dem das Publikum die Taschentücher vor der Nase, in Scharen entzieht. — Unsere Feinde hatten die Bomben mit — asma foetida gefüllt, deren höllischer Gestank den Besuch dieses Theaters für längere Zeit unmöglich machte. Da alle anderen Schauspielhäuser für uns verschlossen waren, blieb uns nichts übrig, als unsern Theatralarren weiter zu ziehen und den Bombenwerfern das Feld zu räumen.

\* Das „Kreissblatt für die Ostpreignit“ theilt nachstehenden Spukbericht so mit, wie er ihm zugegangen ist. Demnach zu urtheilen, muß der Gespensterglaube unter der dortigen Bevölkerung noch recht feste Wurzel haben. Das Schriftstück lautet: Lu h m e r u e i t. Hier in Lyulme ist ein Spuk passiert bei den Müllermeister W. J. das sich die Leute überführt haben das er ein Robolt hat und hat im den Ganzen Roggen von der Mühlen geworfen und das Mehl auf Felde zertrout und hat in die Ganzen Fenster eingeschlagen und J. ist vom Wasser getragen kommen und ihm mit Steine zu Boden geworfen und in einer Nacht hat zwei Pferd im Dorfe gestanden das eine Pferd hat mit Kopf rein gesehen nach Dorf das andere Pferd hat auf andern Ende rein gesehen nach Dorf und der Nachtwächter hats gesehen und weiß nicht wo sie geblieben sind J. hat sich Kartoffelnbuddler an genommen wie sie noch frische kommen lagen so viel Kartoffel das 10 Mann nicht auf suchen könnten es ist an zu nehm das er ein Robolt hat Er ist nach Neustrelitz gewesen und hat sich eine Frau geholt die solten weg reifen und hat nicht gegriegt das es immer böffer wird das er mit sein Sohn Georg zwei Revollwer auf past in zu Schiffe und ihm die Ganzen Dachstein von Dach runter geworffen das es gar kein Ende nimmt was noch nie in Lyulme gewesen ist Bitte dieses in Kreissblatt zu setzen mein Name brauch ihr nicht unter zu setzen. — Es scheint sich wieder um eine „Resauerei“ zu handeln.“

**Aus dem hohen Norden.**

— De New-Yorker Zeitung „The Sun“ bringt eine Brief des Lieutenant Pearu, des Leiters der amerikanischen Polar Expedition, der einige interessante und wichtige Mittheilungen enthält. Der östliche Theil der Baffinsbai ist die Melville-Bai, die nördlich von Upernivik, der äußersten benördigten Handelsstation, beginnt und in weitem Bezee die Nordostküste von Grönland einbuchtet. Hier bezwies Pearu die am Südrande der Melvillebai gelegenen Duct Islands, d. h. Enten Inseln, so genannt, weil sie die Brutstätte großer Entenschwärme sind, und stellte fest, daß es nicht zwei, wie bisher auf den Karten angenommen wurde, sondern drei durch Wasserstraßen von einander getrennte Eilande sind. Auf der westlichen oder äußeren Insel fand er auf einer Anhöhe einen runden Steinwall mit einer Oeffnung im Süden, den Whalers Lookout, von dem aus bei Beginn der Jagdzeit die Walfischjäger Ausgang halten nach einer frei werdenden Fahrstraße, auf der ihre Schiffe durch das Eis dringen können. Nicht weit davon trifft man auf ein halbes Duzend Steinhäufen, die einfachen Gräber von Seeleuten, die dort während des Wartens gestorben sind. Diese kleine Insel ist also der Ankerplatz und der Wachtposten jener kühnen Walfischjäger, die von hier aus hinausgehn nach den Jagdgründen des Lancaster-Sundes, und somit der Ausgangspunkt so mancher Versuche, auf diesem Wege den Nordpol zu erreichen, deren letzter derjenige des New-York war, der vor einigen Monaten begünstigt durch eine ganz besonders von Eis freie See bei der Jagd auf einen Walfisch bis zum 84. Grad vorge drungen sein soll, den nördlichsten je von Menschen gemauenen Punkt.

Freilich wird diese That in Amerika vielfach bezweifelt und läßt sich nicht leugnen, daß auf die Breitenberechnungen der Walfischfahrer nicht immer großer Verlaß ist. Auf der anderen Seite ist es bekannt, daß jene Leute, wenn sie in der Melvillebai auf das Aufbrechen des Eises lauern, nicht selten, des langen Harrens überdrüssig, in ihrem Feuerreifer, die ersten auf den „American whaling ground“ zu sein, sich gewaltam einen Weg durch das Eis bahnen und bereits zu Anfang Juni oder noch früher, wenn das Meer noch ein einziger un durchdringlicher „Bar“ zu sein scheint, die Fahrt nach dem Lancaster-Sunde unternehmen, während die „offene Passage“ erst um die Mitte des Juli oder in der letzten Woche dieses Monats eintritt. So kommt es denn zumeilen vor, daß verwegene Walfischjäger erkantlich hoch nach Norden vordringen und dann wohl auch den Versuch machen, den Pol zu erreichen, obwohl das ihre ursprüngliche Absicht gar nicht war. Im Jahre 1773 behaupteten die Walfischfahrer Kapitän Clarke bis 81° 30' und Kapitän Bateson sogar bis 82° 15' vorge drungen zu sein. Am 24. Mai 1806 gelangten die beiden Scoresbys, die jene Leistungen aus manchen Gründen bestritten, auf der Walfischjagd bis 81° 30', und es ist daher an und für sich nicht unmöglich, daß der „Newport“ dem Pol sogar bis auf sechs Breitengrade nahe gekommen ist. Nach Petermanns Versicherung kam der Walfischfahrer Truelove aus Juli 1837 bis 82° 30', und David Gray aus Peterhead, der 1874 bis 79° 35' gelangte, versicherte, daß er weiter nördlich kein Eis gesehen habe, und daß es ihm nicht schwer geworden wäre, wo nicht bis zum Pol, so doch viel weiter vorzudringen, als vorher ein Mensch gekommen sei.

In der Melvillebai traf Pearu auf sogenanntes Pannankeneis und brauchte vier und eine halbe Stunde, um es zu durchkreuzen, aber es war so dünn und locker, wie mit Wasser gefättigter Schnee, und sein Widerstand war so gering, daß man gar keinen Versuch machte ihm aus dem Wege zu fahren. Die Temperatur der Luft betrug 40 Gr., die des Wassers 39 Gr. Fahrheit, ein Beweis dafür, daß in diesem Theil der Bai eine lange Zeit hindurch keine beträchtliche Menge von Eis gewesen sein mußte. Offenbar hatten die milden klimatischen Verhältnisse die im verfloßenen Winter in Godhavn und Upernivik geherrscht, auch hier obgewaltet. Das Winteris war sehr dünn gewesen und ist entweder ganz geschmolzen oder durch nördliche und nordöstliche Winde gänzlich aus der Bai herausgetrieben. Gouverneur Deseen erzählte Pearu, daß das Meer nicht vor dem ersten Innuar zugefroren sei. Es wird also dadurch bestätigt, was auch bereits von anderer Seite bemerkt wurde, daß die gegenwärtigen Eisverhältnisse für arktische Forschungen ganz besonders günstig seien.

Die nördlichste Kirche der Welt ist die Kapelle zu Upernivik mit ihrer kleinen Orgel und ihrem Pastor Nord, dem einzigen ordinierten Eskimo-Gestlichen. Nicht unterhalb der Kisteneglescher landete Lieutenant Pearu, indem er auf eines der großen Eisfelder einen Eisanker auswarf, ging an das Gestade und fand dort fünf Lupis und eine Anzahl von Eingeborenen. Er kannte keinen von diesen, als sie aber seinen Namen erfuhren, äußerten sie ihre Freude über sein Erscheinen und zeigten, daß sie von seinem vorjährigen Besuch Kenntnis hatten. Fünf Männer des Dorfes waren in ihren Kapaks ausgefahren, darunter Kulu, einer der früheren Begleiter des amerikanischen Forschers. Er war nicht mehr mit seiner jungen Frau Lutuminiwah zusammen, weil ihr Mann sich nicht mit dem Stiefvater seiner Gattin vertragen konnte, dem Angakof oder Medizinmann Kooapadu. Seine Stieftochter war eine der hübschesten unter den Frauen und Mädchen des Stammes, und Koo, wie man ihn kurz nannte, einer der merkwürdigsten Gesellen, dem Pearu auf seiner vorigen Reise begegnete. Als mächtiger Medizinmann wurde er sehr gefürchtet, befaß die Gabe des zweiten Gesichts und ein Scherauge, das niemals irrte. Er begleitete Pearu auf der Schlittensfahrt von 250 Meilen in der Dauer einer Woche, die jener mit seiner Gemahlin um den Jngeliebs-Golf übernahm. Nachdem Pearu und Astrup auf ihre große Inlandausfahrt gegangen waren, betheuerte Koo freilich der Gattin Pearu, er sehe einen einarmigen weißen Mann über die gewaltige Eis-masse hinstolpern und hin und wieder zu Boden stürzen; dieser Mann aber sei nicht der Kapitän-foot (Pearu). Als beide jedoch unverfehrt zurückkehrten, erlitt Koo's Seheraum einen argen Stoß.

(Nachrichten aus dem Kreise und der Provinz siehe in der ersten Beilage.)